

SS-Offiziere, Badewannen und Mikrofone im



Teresa Ann Savoy und Helmut Berger in dem Erotikfilm „Salon Kitty“ (1976) des italienischen Regisseurs Tinto Brass

BY COURTESY EVERETT COLLECTION

EDELBORDELL

Die Filmkritiker überschlugen sich vor Verachtung: Eine „sodomoschistische Leinwandchmonzette“ habe Tinto Brass gedreht, befand das „Hamburger Abendblatt“. Der „Spiegel“ sah einen weiteren „Beitrag zum fatal ausgeschlachteten Filmthema ‚Sex und Faschismus‘“. Jedenfalls bewegte die Produktion des italienischen Regisseurs Tinto Brass mit dem Titel „Salon Kitty“ im März 1976 die Gemüter. In die deutschen Kinos kam der Film erst nach einer ziemlich rabiaten Zensur allzu wüster Szenen.

VON SVEN FELIX KELLERHOFF

Zugleich aber etablierte Tinto Brass im Bewusstsein vieler Geschichtsinteressierten eine scheinbare Wahrheit: In einer Altbauwohnung in der Berliner Giesebrechtstraße 11 hatten während des Zweiten Weltkriegs „Damen der Halbwelt aus den Großstädten Europas“, aber auch „aus der sogenannten guten Gesellschaft“ als Edelhuren ihre hochrangigen Freier ausgehört. Mit Mikrofonen sei beinahe jedes Wort aufgezeichnet worden, das in den elegant ausgestatteten Räumen gesprochen wurde.

So oder so ähnlich findet sich die Story inzwischen in zahllosen weiteren Veröffentlichungen, in Büchern und Magazinbeiträgen ebenso wie im Internet. Es gibt kaum einen Beitrag zu Sex im Nationalsozialismus, der ohne Verweis auf den Nazi-Edelpuff auskommt.

Urs Brunner und Julia Schrammel hat interessiert, was an den Kolportagen

Gestapo-Chef Heydrich soll sich an den „intimen Gesprächen“ im „Salon Kitty“ deklariert haben. Später machte ein Skandalfilm den NS-Luxuspuff in Berlin bekannt. Eine neue Studie klopft die Mythen ab



WILK AND GRETEL



ANGELIKA BEHR PRODUCTIONS LTD.

Käthe „Kitty“ Schmidt mit ihrer Tochter Kathleen beim Baden; in der Berliner Giesebrechtstraße (links) unterhielt sie eine Wohnungspuff

wirklich dran ist. Für ihr Buch „Kittys Salon“ (Berlin Story Verlag, 290 S., 19,95 Euro) haben die Journalistin und der Filmproduzent jahrelang alle Spuren ausgewertet, die es noch gibt – zum käuflichen Sex im Dritten Reich, zur Konkurrenz der verschiedenen Geheimdienste des Regimes untereinander, und zur Biografie der Betreiberin Kitty Schmidt. Wie sie rekonstruierten, wie sich die Kolportage entwickelte.

Zuerst berichtete das Magazin „Der Spiegel“ im März 1950 im Rahmen einer Serie über den 1945 hingerichteten Reichskriminalpolizeichef Arthur Nebe, eine gewisse „Kitty Schröder“ habe ein „Etablissement in zwei eleganten Stockwerken in einem Hause neben dem Esplanade“ betrieben. Berühmt sei das Badezimmer gewesen, wegen einer Wanne, „in der man zu dritt bequem Platz hatte“.

In seinen 1952 veröffentlichten Memoiren behauptete dann der Masseur von SS-Chef Heinrich Himmler, Felix Kersten, es sei dem zweiten Mann der SS, Reinhard Heydrich, „ein besonderes Vergnügen“ gewesen, „die intimen Gespräche der hohen Herrn“ anzuhören, und sie „bei passender Gelegenheit verwenden zu können“. Vier Jahre später erschienen postum und zuerst auf Englisch die Lebenserinnerungen des ehemaligen Chefs des Nachrichtendienstes der SS, Walter Schellenberg. Darin war die Rede von „Doppelwänden“ im Bordell, „modernen Abhörgeräten und automatischer Fernübertragung“.

Im September 1959 schrieb schließlich die Illustrierte „Der Stern“, dass endlose Kabel unter Teppichen und Leisten im

„Salon Kitty“ verlegt worden seien. Insgesamt 48 Mikrofone seien installiert worden, ferner in beinahe allen Zimmern „Geheimkameras“. Im schallisierenden Keller des Hauses hätten abwechselnd zwei Beamte die Gespräche der Freier belauscht. Das ging auf Angaben des früheren SS-Offiziers Alfred Naujocks zurück, bekannt für die Organisation des Überfalls auf den Sender Gleiwitz, der Hitler 1939 einen Grund für den Krieg gegen Polen liefern sollte.

Allerdings lag die „Spiegel“-Story hinsichtlich der Adresse komplett falsch (das „Esplanade“ befand sich fünf Kilometer östlich der Giesebrechtstraße). Felix Kersten war ein Hochstapler und gewohnheitsmäßiger Lügner. Schellenberg wiederum sagte, als es bei seinen Vernehmungen durch die Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg um sein Leben ging, nichts von dem angeblichen Abhörbordell. Vielmehr, „enthüllte“ er die Story erst wenige Jahre später in seinen Memoiren. Naujocks schließlich äußerte sich offenbar erstmals Ende der 1950er-Jahre in den Interviews mit einem österreichischen Journalisten dazu, der eine stark fiktionalisierte Biografie seines Gesprächspartners auf Englisch schrieb – die nie ins Deutsche übersetzt wurde.

Also allesamt äußerst fragwürdige Gewährsleute. Zusammen mit der Tatsache, dass in erhaltenen Akten der SS oder des NS-Apparates nicht die geringste Spur des angeblichen Abhörbordells zu finden ist (weder gibt es die Wachsplatten, auf denen die Gespräche angeblich aufgezeichnet wurden, noch

auch nur das kleinste einschlägige Zitat), hat das Historiker wie etwa Florian Altenhöner zu dem Schluss gebracht: „There never was a Salon Kitty.“

In Wirklichkeit gab es, wie Brunner und Schrammel belegen können, das Bordell „Salon Kitty“ aber tatsächlich. Es handelte sich bereits um den mindestens dritten Wohnungspuff, den Käthe „Kitty“ Schmidt nacheinander betrieb – zuerst in der Budapester Straße 27, dann am Kurfürstendamm 63, ab 1939 in der Giesebrechtstraße auf rund 500 Quadratmetern Fläche.

In den Berliner Telefonbüchern tauchte die Puffmutter unter stetig wechselnden Namen auf: Mal als Käthe Schmidt, anschließend als Kitty Zammit und als Kathi Zammit-Schmidt, Käthe Zammit, dann erneut als Kitty Zammit und 1941 nur noch unter dem Namen ihrer Tochter Kathleen.

Hinweise auf die Art ihres Geschäftes gab es natürlich nicht: Offiziell wurde die Prostitution im Dritten Reich bekämpft, war zum Beispiel 1934 die Neueinrichtung von Bordellen vom Reichsinnenminister untersagt worden. Bestehende Etablissements wurden kontrolliert und ihre weibliche Belegschaft als „asozial“ bedrängt. Das dürfte bei Kittys Damen sicher nicht der Fall gewesen sein. So firmierte das Bordell als „Fremdenheim“.

1943 wurde das Haus Giesebrechtstraße 11 durch einen Bombentreffer beschädigt, aber der käufliche Sex war weiter im Angebot – nun nicht mehr im dritten Stock, sondern im Erdgeschoss. Auch nach 1945 ging dort der Betrieb weiter, bis zu Kittys Tod 1954. Danach übernahm Kathleen die Wohnung als „Künstlerpension“, die aber bekannt war für ihr „Pärchenzimmer“. Bis zu fünf junge Damen hatte die Tochter bei der Hand, falls ihre männlichen Gäste gewisse Bedürfnisse stillen wollten. Noch in den späten 70er-Jahren lief dieses Geschäftsmodell weiter. Geschlossen wurde die inzwischen „Pension Florian“ genannte Unterkuft sogar erst 1992.

Für weitere Ingredienzien der Mythen rund um den Nazipuff fanden aber auch Brunner und Schrammel keine handfesten Beweise. Zwar sagte ihnen ein Zeitzeuge im Interview, in den 60er-Jahren seien bei Renovierungsarbeiten lange Kabel und seltsame Unterputzdochte von der Wohnung im dritten Stock entfernt worden. Doch obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits die Spekulationen über den „Salon Kitty“ bekannt waren und Beweisstücke sicher gut bezahlt worden wären, wurde nichts davon aufgehoben.

Im Keller des Hauses, der nie grundlegend saniert worden ist, finden sich keine Spuren irgendwelcher Kabel, so dass Brunner und Schrammel auch nur spekulieren können, es sei „unserem Eindruck nach durchaus denkbar, dass durch die damals vorhandenen Gasleitungen gezogene Kabel bis in einen der Keller gereicht haben könnten“. Denkbar vielleicht, aber eben nicht belegt.

Obwohl also letztlich die Bestätigung für die Kolportage um das Spionage-Bordell fehlt, haben Brunner und Schrammel das Verdienst, erstmals seriös das Leben von Kitty Schmidt und ihre Aktivität im horizontalen Gewerbe aufgeklärt zu haben. Mit Sicherheit sagen kann man: Nahezu alles, was Tinto Brass in seinem Film inszeniert, entspringt einer ziemlich perversen Fantasie, hat jedoch mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Der „Salon Kitty“ war ein Wohnungsbordell, das Kitty Schmidt seit 1939 betrieb; vermutlich haben unter den Freiern hochgestellte Männer. Alles Weitere lässt sich nicht belegen.